In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 38. | Posen, den 15. Februar 1929. | 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(36. Fortsetzung.)

Dem Kerkermeister aber war so wohl ums Herz, wie schon seit langem nicht. „Ja, nun wird alles darauf ankommen, was Sie dem Untersuchungsrichter sagen werden."

„Ich werde meinen Mann um Verzeihung bitten und meine Dummheit und Bosheit bekennen."

Welch ein strahlendes Wesen war das, welch ein Engel, ach, der Kerkermeister hätte Rina am liebsten in die Arme genommen und sie abgeküßt, ganz väterlich natürlich. „Es steht Zeugnis gegen Zeugnis," sagte er eifrig. „Die einen sagen, es ist Justus Saltzenbrod, die anderen leugnen es, manche wieder sind im Zweifel. Am wichtigsten sind natürlich die Zeugnisse der nächsten Verwandten. Darum hat der Herr Doktor Bach deren Einvernahme bis zum Schluß aufgehoben. Die Tante in Iglau, die Frau Bäckermeisterin, kann nicht kommen, die ist krank. Und die Schwester Anna, die Pflegerin, ist gerade mit einer kranken Dame in Italien. Wenn aber die Frau Rina ihre Anzeige zurücknimmt und dann noch die Frau Knollmeyer bezeugt, daß der Justus ihr Bruder ist, dann muß ja wohl die Untersuchung eingestellt werden."

Alle schauten jetzt Sabine an, was die wohl sagen würde. Rina wußte ganz genau, wie es um sie stand und hatte sie auf dem Weg in die Stadt zu überzeugen gesucht, daß sie sich für Justus einsetzen müsse. Sie wußte aber auch, daß von Knollmeyers Jähzorn Schlimmes zu befürchten war, wenn Sabine seinem Willen entgegen trat; und sie hatte schließlich davon abgelassen, Sabine zu gewinnen, als sie gesehen hatte, daß sie außer Fassung geriet, wenn sie nur daran dachte, ungehorsam zu sein.

Sabine war es eigentümlich ergangen, seit sie das Gefängnis betreten hatte. Es war ihr zuerst so schrecklich zumut gewesen, als sei sie selbst eines Verbrechens beschuldigt, und würde diese düsteren Mauern nie mehr verlassen dürfen. Während sie aber schweigend dagesessen hatte und anderen zuhörte, war es ihr allmählich klar geworden, was sie zu tun habe. Da waren zwei wildfremde Menschen, die sich Justus' herzhafter annahmen, als es seine leiblichen Verwandten getan hatten. Und plötzlich war ihr auch eingefallen, daß sie in letzter Zeit hinter gewisse Dinge gekommen war, die ihr gezeigt hatten, wessen sie ihren Mann fähig halten mußte. Sie hatte die ungeheure Schuld erkannt, die auf ihm lag, gegen Justus, gegen Rina, gegen Lex, und sie hatte bisher dazu geschwiegen, war Mitwisserin seines Betruges. Gewiß, er würde ihr wohl alle Knochen im Leib zerschlagen, wenn er erfuhr, daß sie für Justus ausgesagt hatte. Aber war es nicht ihre Pflicht, zu tun, was an ihr lag, um wenigstens zum Teil gutzumachen, was durch ihren Mann Justus und den Seinen zugefügt worden war? Während man von Wundern sprach, hatte sie sich des düsteren Wunders erinnert, dessen Zeugnis auf dem Grund der alten Truhe lag. Sie hatte das Andenken ihres toten Bräutigams beschworen, und er hatte sie in ihrem Entschluß bestärkt.

„Ja," sagte sie tapfer, „ich werde meinen Bruder doch nicht im Stich lassen."

Da wurde der Kerkermeister beinahe übermütig. Er stand auf, holte aus der Küche eine Flasche mit rotem Wein, und Frau Kathi mußte die guten geschliffenen Gläser auf den Tisch setzen. Sie leuchteten in dunklem Rot, und wenn man sie ausgetrunken hatte, so erblickte man auf dem Grunde eines jeden eine andere Ansicht des weltberühmten Kurortes Karlsbad. „Na also," sagte er, „da wollen wir jetzt einmal anstoßen auf Justus' baldige Freilassung."

Die Frauen nippten, Donner aber war ganz im Zuge, allein auf sich zu nehmen, was ihm die anderen übrig ließen. Er sollte aber nicht mit der Flasche fertig werden, denn als er beim dritten Glas war, öffnete der Gerichtsdiener Hipsinstrudel die Tür und rief: „Herr Kerkermeister, der Herr Untersuchungsrichter läßt fragen, wo die Zeuginnen sind!"

Donner stand sogleich auf, strich den Schnurrbart, nahm seinen Schlüsselbund und sagte: „Na also, gehen wir, meine Damen!"

Er sagte: „Meine Damen", und das war ein Titel, den er noch niemals Zeuginnen gegeben hatte.

XXVIII.

Der Trödler Israel Gewürz aus der Teingasse zu Prag war jetzt zwanzigmal bei dem Studenten Max Knollmeyer gewesen, ohne ihn daheim zu finden. Als ihn Maxens Wirtin zum einundzwanzigstenmal beschieden hatte, daß ihr Zimmerherr ausgegangen sei, schüttelte er den Kopf und sagte: „Richten Sie dem Herrn Doktor aus, es wär' besser für ihn gewesen, wenn ich ihn zu Haus getroffen hätt'!"

Dann stieg er langsam die Treppe wieder hinab, eine Hand am Geländer, während er mit der anderen ein halblautes Selbstgespräch begleitete. Als er jedoch auf dem dunkeln Vorplatz des ersten Stockes angelangt war, setzte er seinen Weg nicht weiter fort, sondern blieb stehen und legte den Kopf schief auf die Achsel, um sich zu überzeugen, ob ihm nicht etwa jemand über die Stiegenbrüstung nachschaue. Es war niemand da, der ihn hätte sehen können. Unter den alten Gewölben des Treppenhauses hatte ausgedienter, wurmstichiger Hausrat seine Ruhestätte gefunden, zwischen einem der breitschultrigen Kasten und der Wand war ein düsterer Winkel, gerade groß genug, um einem schmächtigen Männlein wie Israel Gewürz Einschlupf zu gewähren.

Israel Gewürz hatte Geduld, es war eine seiner Haupteigenschaften, Geduld zu haben. Er wußte genau, daß der Student Max Knollmeyer um neun Uhr morgens nicht im Kolleg saß oder etwa spazieren ging. Es galt nur, ein wenig Zeit dranzuwenden, dann mußte ihm der junge Mann in die Hände laufen, und inzwischen unterhielt sich der Trödler damit, ungesehen Zeuge des Lebens zu sein, das sich auf den Treppen abspielte.

Gegen Mittag hörte er endlich einen Schritt kommen, der ihm sagte, daß er nicht umsonst drei Stunden im Hinterhalt gestanden habe, und eben als Max an

dem großen Kasten vorüberwollte, langte eine Hand aus dem Dunkel und faßte ihn am Aermel.

„Sie sind es, Gewürz!“ sagte Max überrascht und unmutig, „was wollen Sie von mir? Was lauern Sie mir da auf?“

„Was ich von Ihnen will?“ antwortete der Trödler unterwürfig, „jetzt bin ich zum einundzwanzigstenmal bei dem Herrn Doktor gewesen und steh' drei Stunden da hinter dem Kasten, und der Herr Doktor fragt mich, was ich will! Mein Geld will ich, und der Herr Doktor wird einsehn, daß ich lang genug gewartet hab'.“

„Jetzt hab' ich keine Zeit für Sie!“ schnob Max grob.

Aber Israel war nicht im mindesten eingeschüchtert: „Ich hab' dem Herrn Doktor sagen lassen, daß es besser für ihn wär', wenn ich ihn zu Haus treffen tät. Weil aber der Herr Doktor keine Zeit hat und ich schon genug Zeit damit hab' zugebracht, so will ich dem Herrn Doktor sagen, daß ich nicht länger mehr warten kann.“

Max sah ein, daß der Alte nicht abzuschütteln, und daß Höflichkeit besser am Platz sei als die grobianische Tonart: „Sie werden Ihr Geld schon bekommen, Herr Gewürz,“ sagte er.

„Das hat mir der Herr Doktor schon oft genug gesagt,“ seufzte der alte Mann, „sehen möcht ich's endlich einmal. Der Herr Doktor hat mir ja auch a Papierelach gegeben, a feines Papier, a gutes Papier mit a feinem Akzept, a gutem Akzept. Aber es is nur a Kleinigkeit etwas a Wunder dabei, und heutigentags is ma mit die Wunder a bissel vorsichtig. Es mag gut sein für den Herrn Home und Fay, mit die Geister umzugehen, es is a Geschäft wie a anderes. Aber ich kann mich nix auf a Akzept aus der Geisterwelt einlassen! Die Unterschrift vom Herrn Baron Kasimir is so gut wie Geld, aber daß er das Akzept hat ausgestellt a Tag nach seinem Tod, das is a Sach für Home und Fay und nix für a armen Mann, der sei Geld braucht.“

Jetzt nahm Max den Trödler unter den Arm und flüsterte eindringlich: „Ich habe Sie doch gebeten, mir keine Ungelegenheiten zu machen.“

Israel Gewürz hob die Hände in beschwörender Abwehr: „Gott soll hüten, daß ich Ihnen will machen Ungelegenheiten. Ja, es müssen schon Ungelegenheiten geschehen, wenn ich mit dem Papierche zum jungen Herrn Baron von Kasimir komm, der nach seinem Onkel hat geerbt, oder zu seinem Bruder. Ich weiß nicht, was die möchten sagen zu der Botschaft aus dem Jenseits? Und ich weiß nicht, ob möcht rufen das Gericht Home und Fay als Sachverständige? Aber ich will gern glauben an die vierte Dimension, wenn mir der Herr Doktor bis morgen das Geld auf den Tisch legt.“

„Ich hab Ihnen doch gesagt,“ flüsterte Max wieder, „daß ich meinem Vater um das Geld geschrieben habe. Ich erwarte es jeden Tag.“

„Ihr Herr Vater is a Ehrenmann,“ wedelte der Trödler höflich, „aber es is schon vorgekommen, daß a Ehrenmann grad nicht is bei Kassa. Und ob der Herr Doktor das Geld kriegt vom Herrn Vater oder nimmt sonstwo, das is mir jetzt schon ganz gleich. So wahr ich will leben und gesund sein, wenn der Herr Doktor mir bis morgen früh neun Uhr nix hat gegeben mei Geld, so trag ich das Wechselach zum Gericht, fragen, wie das is mit der vierten Dimension. Und jetzt will ich den Herrn Doktor nix länger aufhalten, wo er doch so wenig Zeit hat.“

Damit lüftete Israel Gewürz sein schmieriges Käppchen, legte die Hand auf das Treppengeländer und stieg weiter hinab.

Ja, nun war es so weit, daß Max sich mit beängstigender Schnelligkeit dem Abgrund entgegensausen fühlte. Er war ganz betäubt von dieser unaufhaltsamen Fahrt ins Unheil, die seine Gedanken verwirrte. Mit zitternden Knien folgte er dem Mann, der sein Schicksal bedeutete, sah das dürftige Männlein nach links hin wandeln und wandte sich nach rechts, dem Altstädter Ring zu. Er kam an der großen Kunstuhr des Rathausturmes vorüber und wurde durch eine Gruppe von Leuten aufgehalten, die dastanden, um das weitberühmte Wunderwerk zu betrachten, das vor kurzem erst wieder in Gang gebracht worden war. Eben wandelten an den geöffneten Türchen die Gestalten der Apostel vorüber, dann läutete der Tod dem Mann, der ihm einen gefüllten Geldbeutel hinhält, und zuletzt krähte der Hahn, indem er mit den Flügeln schlug.

Max lief ein Schauer über den Rücken, es war ihm, als sei das Krähen ihm vermeint gewesen, ein Unglücksruf, der ihn mahnte, daß es nun mit ihm zu Ende ging. Als sich die Leute zerstreut hatten, stand er noch immer da und starrte das mächtige Zifferblatt an, die Mondkugel, die den Wandel des Planeten um die Erde anzeigte, und die geheimnisvollen Zeichen des Tierkreises, in dessen Ring alles Schicksal gebannt war.

Vielleicht bedeutete ihm eines davon doch noch Rettung in letzter Stunde. Wenn er Israel Gewürz gesagt hatte, daß er von seinem Vater Hilfe erwarte, so war er im Grunde fast vom Gegenteil überzeugt. Längst schon war die Antwort in seiner Hand, ein so zornentbrannter Brief, wie er ihn nie von seinem Vater zu bekommen geglaubt hätte, Vorwürfe über Vorwürfe, und zuletzt die Weigerung, noch einmal eine solche Summe aufzutreiben. Einen letzten verzweifelten Ruf hatte er an seinen Vater ergehen lassen, eine letzte flehentliche Bitte mit dunkeln Androhungen des Aeußersten, wenn man ihn im Stiche ließe. Aber Max mußte sich selber sagen, wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, ihm die Hand zu reichen, so wäre es wohl schon geschehen.

Ein bitteres Gefühl überkam Max, daß er nach so viel vaterstolzer Billigung seines Treibens nun auf einmal fallen gelassen werden sollte.

Noch immer stand er vor der Uhr und starrte die Tierkreiszeichen an und die geschlossenen Türchen, die sich mit dem Mittagsstundenschlag öffneten, um die vorbeiwandelnden Apostel zu zeigen. Ach, wenn er dort oben hätte anklopfen können, um die unbekannten Mächte hervorzurufen, die sich noch vielleicht seiner erbarmt hätten!

Und mit einemmal war es ihm wirklich, als stehe er vor einer ungeheuren Tür, ganz mit Eisen beschlagen und mit einem Schloß, das aus vielen, überaus kunstreichen Figuren zusammengesetzt war, in denen Max die Tierkreiszeichen zu erkennen glaubte. Es war ganz gewiß unmöglich, es von außen zu öffnen, aber er mußte hinein, um jemandem die Fragen vorzulegen, die ihn bedrängten. Er hob den Klopfer und ließ ihn fallen, aber nur ein dumpfes Dröhnen antwortete ihm.

Sollte er wirklich tun, was ihm vorhin durch den Kopf geschossen war?

Konnte er sich an Wlasta wenden? War es nicht um ihretwillen geschehen, daß er zum Verbrecher geworden war? Ihres Lachens wegen. Um ihre entgleitende Liebe festzuhalten? Aber Wlasta nahm und nahm, ohne zu fragen, woher die Quelle kam, und Max konnte sich vorstellen, welche erstaunten Augen sie machen würde, wenn er sie nun auf einmal an die Mitschuld zu mahnen wagte, die sie zur Hilfe verpflichtete.

Nun war es wohl entschieden, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als sich zu demütigen und die Schmach auf sich zu nehmen, die er hatte vermeiden wollen. Das war wohl der Sinn der Antwort gewesen, die ihm erteilt worden war.

Max hob den Klopfer zum zweitenmal und ließ ihn gegen die Eisenplatten donnern, aber noch regte sich nichts hinter der Tür.

Es war das Schmachvollste, was er beginnen konnte, denn wenn Wlasta wirklich helfen wollte, so konnte sie es natürlich nicht selbst tun, sondern würde sich an ihren Freund wenden. Waschulin! Ach, es war ja längst nicht mehr Waschulin, der Max die Geliebte zu nehmen drohte. Waschulin war erledigt, hatte den Abschied bekommen. Ein anderer war da, weit gefährlicher, als Waschulin je hätte werden können. Der junge Baron Aloys Kasimir, der Neffe des Verstorbenen, hatte Wlasta

entdeckt, und damit war auch Max auf die Ueberbleibsel von Wlastas Gunst gesetzt worden. Eine Zeitlang hatte es Max eine geheime Genugtuung bereitet, daß es jetzt gerade der Onkel seines Gegners war, mit dessen Namen er Mißbrauch getrieben hatte, es war ihm wie eine besonders spitzfindige Rache vorgekommen, die er an dem Verhaßten nahm. Und nun stand es so, daß er sich durch Wlastas Vermittlung von ihm aus dem Sumpf ziehen lassen wollte. War es nicht beinahe, als erteilte er damit diesem Verhältnis, gegen das er wie ein Irrer getobt hatte, seine Genehmigung, als verkaufe er wie ein Zuhälter Wlastas Liebe? Nein, das konnte er unter keinen Umständen tun, wenn er sich nicht selbst verachten wollte.

Auf einmal überkam ihn das Schreckliche seiner Lage mit solcher Macht, daß er zum drittenmal den Klopfer faßte und mit aller Gewalt gegen die Tür zu hämmern begann.

Da wichen die Flügel nach innen vor ihm zurück, er sah in eine tiefe Dunkelheit, auf deren Grund sich ein fahler Schimmer zu regen schien. Ja, nun würde gewiß gleich einer der Apostel an ihn herantreten oder gar der Heiland selbst, um ihm den Rat zu erteilen, dessen er so dringend bedurfte. Er wagte sich aber nicht in die Finsternis des Tores, so gern er seinem Retter entgegengelaufen wäre, er strengte nur, bebend vor Ungeduld, seine Augen an, um endlich zu erkennen, wer da zu ihm kommen würde.

Plötzlich aber packte ihn ein wahnsinniges Entsetzen, denn was sich da aus der Finsternis immer deutlicher löste, war ein Gerippe. es war der Tod, der ihm aus den Urtiefen des Schicksals her langsam näher kam. Und zugleich war es Max, als höre er das höhnische Krähen des Hahnes wieder über seinem Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Verzweiflung im Eis.

Von Professor Dr. Franz Behounek.

Trotz Drohungen von italienischer Seite veröffentlicht Professor **Behounek, der einzige überlebende nicht-italienische Teilnehmer** der Nobile-Nordpol-Expedition, jetzt seinen Bericht über Glück und Ende dieses tragischen Unternehmens: „Sieben Wochen auf der Eisscholle. Der Untergang der Nobile-Expedition" (Mit 56 Abbildungen und vier Karten. Geheftet 6 M., Leinen 7 M. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig). Behounek ist derjenige, von dem allein man die volle Wahrheit über die vielerörterten Vorgänge während der Expedition erwarten darf. Er schildert objektiv und ohne Voreingenommenheit dieser oder jener Person oder Regierung gegenüber, stets nur dem Grundsatz getreu, der Wahrheit zu dienen. Das Buch ist ein Drama von Helden- und Kleinmut vor dem Hintergrund einer gewaltigen feindlichen Natur. Die furchtbaren seelischen und körperlichen Qualen der Schiffbrüchigen, die Gleichgültigkeit ihnen gegenüber oder der moralische Wille, sie gemeinsam zu bezwingen, machen es zu einem erschütternden Denkmal menschlicher Schwächen und Vorzüge. Wir drucken mit Genehmigung des Verlags aus diesem Buch, wie es lange keins gegeben hat, eine Probe ab:

Am Abend dieses Tages konnten wir die ersten Nachrichten auffangen, die über unser Schicksal gefunkt wurden. Man war jetzt in der Königsbucht ernstlich beunruhigt, daß die „Italia" noch nicht zurückgekehrt war; die römische Sendestation San Paolo meldete, daß die „Città di Milano" in den nächsten Tagen nach Norden bis zum Rand des Eises dampfen solle, um nach uns zu suchen. Gleichzeitig hörten wir die ersten Vermutungen über unser Schicksal. Man glaubte, die „Italia" sei bei der Rückfahrt vom Pol im Nebel auf irgendeinen Berg im Nordwesten Spitzbergens gestoßen und dabei zertrümmert worden. Mehr hörten wir nicht, alles andere war unverständlich, da unser Empfänger schlecht arbeitete. Noch ungünstigere Ergebnisse hatten wir mit dem Sender. Wir versuchten zwar, durch Aenderung der Antenne eine Verbindung zu bekommen, aber alles war vergebens. Stündlich entsandten wir den ganzen Tag über den Ruf „SOS", gaben Berichte über unsere Lage und den Untergang des Luftschiffs, aber niemand hörte uns. — Von unseren mit der „Italia" verschwundenen sechs Kameraden keine Spur, der gestrige Rauch wiederholte sich nicht, der Horizont hüllte sich in graue Nebel, überall totes Schweigen. —

Das Abendbrot war rasch abgetan, etwas Schokolade, ein paar Stück Zucker und Milchwürfel. Heißhungrig verschlangen wir die kleinen Stücke Schokolade, aber keiner hatte den Mut, dann an die Tafel Pemmikan zu gehen, die gestern ausgeteilt worden war.

Biaggi brachte dünne Holzplatten vom Boden der Führergondel und schnitt schmale Schienen daraus. Sie sollten die gebrochenen und verstauchten Beine stützen, und Zappi machte mit ihrer Hilfe recht gute Verbände. Er hatte in dieser Hinsicht gewisse Kenntnisse, so daß wir ihn schon immer den Arzt des Luftschiffs genannt hatten. Ich forderte Malmgren auf, sich von Zappi seinen Arm untersuchen zu lassen. Er wollte aber seinen Polarrock nicht opfern, dessen Aermel man für die Untersuchung hätte aufschneiden müssen. Später hat Zappi den Arm untersucht, ehe Malmgren mit den zwei Italienern uns verließ. Der Arm war nicht gebrochen, was wir übrigens auch nie angenommen hatten. Am nächsten Tag fand ich draußen ein Handtuch, aus dem wir eine Binde für Malmgrens Arm herstellten.

Nach dem Abendbrot saßen wir, soweit es bei dem beschränkten Platz möglich war, schweigend im Zelt. Es war nämlich noch enger geworden, da der General die großen Bleiakkumulatoren hatte hereinschaffen lassen, damit sie draußen nicht durch Feuchtigkeit litten. Die Verletzten hatten Fieber und verlangten zu trinken. Wir nahmen eine leere Konservenbüchse und taten Eisstückchen hinein, die im Zelt unter dem Einfluß der Körperwärme der vielen Menschen auftauten. Das Wasser schmeckte aber widerwärtig bitter, und Malmgren ging hinaus, um älteres Eis zu suchen, aus dem das Salz bereits verdunstet war. Er fand solches Eis und zeigte uns dann seine charakteristische graugrüne Färbung, die sich deutlich von dem Blaugrün frischen Eises unterscheidet, das noch Meersalz enthält. In der Folgezeit haben wir dann regelmäßig an derselben Stelle von einem kleinen graugrünen Block das Eis geholt, das wir zur Bereitung von Trink- oder Kochwasser brauchten. Als Behälter benutzten wir den Deckel unseres Grammophons. Am Tage nach dem Untergang der „Italia" hatten wir zwei Beile gefunden, außerdem hatten Biaggi und Malmgren jeder ein Jagdmesser bei sich. Vor dem Start nach dem Nordpol hatte Galo, der Bärenjäger auf Alaska war und sich auf der „Città di Milano" befand, dem General sein Jagdmesser mit der Versicherung gegeben, daß er damit einen Bären töten könne. Wir hatten damals alle darüber gelacht, und Nobile hatte das Messer Malmgren gegeben, der als einziger von der Besatzung der „Italia" bisher Gelegenheit gehabt hatte, mit einem Eisbären zusammenzutreffen. Der General hatte dabei gemeint, daß er das Messer bei dem Flug mit dem Luftschiff wohl kaum werde brauchen können. Niemand von uns hatte damals geahnt, wie nützlich uns dieses Messer später werden sollte. Wir hatten sonst nur kleine Taschenmesser bei uns, und manche hatten nicht einmal das. An Schießwaffen besaßen wir eine einzige. Mariano hatte sie noch am Tage der Katastrophe im Schnee gefunden, es war eine Colt-Pistole von 12 Millimeter Kaliber, die Pontremoli für den geplanten Abstieg auf das Eis am Nordpol mitgenommen hatte. Mariano hatte die Pistole sorgfältig gereinigt, und sie lag jetzt, in ein Stück Filz gehüllt, in einem Winkel des Zeltes. Wir hatten auch etwa hundert Patronen gefunden, und hingen Pistole und Munition später in die Mitte des Zeltes an die Stange. Oben in der Spitze des Zeltes hing ein Bild der Jungfrau Maria von Loretto in dem typischen bunten Mäntelchen, das an den Schultern eng anliegt und nach unten weiter wird. Darunter hing dann die Pistole und in der Ledertasche eines photographischen Apparates die Munition: ein Bild von merkwürdigem Gegensatz, das Symbol des Friedens und der Verzeihung über der todbringenden Waffe.

In den Trümmern fand Trojani einen kleinen Wandkalender. Er strich die beiden Tage, den 25. und 26. Mai, sorgfältig ab, und wir fragten uns, wieviel Tagesstriche wohl noch gemacht werden würden und wessen Hand den letzten jener Tage abstreichen würde, die uns noch geschenkt waren.

Biaggi kam von seinem Sender vor dem Zelt herein und meldete, daß die Sonne zu sehen sei. Sofort geht Mariano mit dem Sextanten hinaus. Es handelt sich um die Möglichkeit, zum erstenmal unsere Lage genau festzustellen. Den künstlichen Quecksilberhorizont hatte Mariano bereits vorher auf einem kleinen Eisblock, gleich in der Nähe des Zeltes, angebracht. Viglieri bedient die Chronometer, und so erfolgt die übliche astronomische Messung, die wir in der Folgezeit regelmäßig wiederholt haben. „Pronti!" (fertig) ruft Viglieri aus dem Innern des Zeltes und schaut dabei auf den ersten Chronometer, der als der beste galt, da er die ständigste und genaueste Zeitangabe lieferte. Draußen antwortet Mariano: „Attenzione" (Achtung) und ruft genau in dem Augenblick „Halt!", in dem der Sonnenreflex im Spiegel des Sextanten mit dem Reflex auf der Quecksilberfläche zusammenfällt. Gleich darauf meldet er die abgelesene Zahl von Graden, Minuten und Sekunden, indem er die doppelte Sonnenhöhe über dem Horizont angibt. Die Messung wird mehrmals wiederholt, dann berechnet Mariano aus dem Durchschnitt die geographische

Breite. Viglieri hilft ihm dabei, indem er aus einem Buch, das im Schnee sehr gelitten hat, die dazu gehörigen Logarithmen diktiert. Nach einer kurzen Berechnung meldet Mariano dann, daß wir uns auf 81° 14' nördl. Br. befinden.

Zur Bestimmung der geographischen Länge genügt eine einzige Beobachtung nicht. Dazu muß man einige Stunden später eine zweite Beobachtung machen und die Angabe der Chronometer korrigieren, denn an diesen Orten, wo die Grade der Längenkreise sehr gering sind, bewirkt eine kleine Zeitabweichung gleich einen großen Fehler.

Zum Glück arbeitet unser Empfänger jetzt besser, und wir konnten schon am nächsten Tage um 7 Uhr abends das Zeitzeichen von Paris auffangen und damit die Angaben unserer Uhren korrigieren. So wurde auch unsere geographische Länge berechnet, und es ergab sich, daß wir uns 25° 25' östlich von Greenwich befanden. Die letzte Messung auf dem Luftschiff, die wir an die „Città di Milano" gefunkt hatten, war also fehlerhaft gewesen. Die „Italia" war beinahe 300 Kilometer östlich der angegebenen Stelle zugrunde gegangen.

Die zweite Nacht auf dem Polareis war noch unangenehmer als die erste. Wir schliefen naturgemäß viel schlechter, da wir nicht mehr so ermüdet waren; hinzu kam der grausame Hunger, der uns ständig weckte. Der arme Malmgren konnte überhaupt nicht schlafen, er war zu schwer verletzt, als daß er es hätte machen können wie wir, die wir uns einer über den anderen legten. Um ihm etwas Ruhe zu verschaffen, bat ich ihn, sich über mich zu legen, und so haben wir beide gegen Morgen einige Stunden geschlafen.

Mariano war tatsächlich unermüdlich; wieder war er es, der früh als erster auf den Beinen die übrigen zur Arbeit antrieb. Dabei ging er selbst stets mit gutem Beispiel voran. Er hatte wohl als erster unsere Lage vollkommen verstanden und wußte, daß die Arbeit einen viel größeren moralischen als praktischen Wert besaß, indem sie wenigstens teilweise auch unsere Gedanken in Anspruch nahm und so verhinderte, daß wir uns in verzweifelten Erwägungen über die Trostlosigkeit unserer Lage verloren.

Gertrud Aulich:

Aschermittwoch.

Das Leben flocht uns einen bunten Kranz,
Behing uns rund mit Tand und Schleiern,
Der Pierrot Tag griff unsre Hand zum Tanz,
Gewöhnte uns an Fest und Feiern.
Und Sünde warb mit Freiheit, Lust und Glanz.
Winkel und Straße ward zum Freudensaal.
Fluch, Beten, Schrei zu Lied und Tanzesweise
Und immer wieder, hundert tausendmal
Uns drehend, tanzen wir im selben Kreise.
Blendung des Lichts, der Masken, Töne, Düfte!
In Fetzen ging das bunte Flitterkleid.
Die Schellen baumeln klanglos in die Lüfte.
Und wir mit müder, lahmgesprungener Hüfte
Lächeln als Narren dieses Götzen: Zeit,
Der seine Lust an unsern Gliedern prüfte.

Die Hoffnung aufs große Los.

(Nachdruck verboten.)

Ein sehr beliebtes Thema ist die rund um den Tisch laufende Frage: „Was tun Sie, wenn Sie das große Los gewinnen?" Besonders in Frauenkreisen. Denn sehr viele Frauen spielen heutzutage in der Lotterie. Eine liebe Hausfrau und Mutter hat mir auch mal erklärt, wie das kommt: „Alles Vermögen, das man besaß, ist dahin; man hat so gar keinen Rückhalt mehr. Da knappst man sich eben die paar Mark ab und nimmt ein Los. So hat man doch wenigstens die Hoffnung, noch mal zu Geld zu kommen."

Man spitzt sich ja nicht gerade auf das große Los . . . oder vielleicht ganz, ganz im geheimen doch. Denn um das große Los spinnen sich so hochinteressante, wunderbare Geschichten: so ist es schon einem armen Schlucker, einer kinderreichen Familie in den Schoß gefallen. Immer, wenn so etwas in der Zeitung steht, läuft durch die Reihen der Menschen ein tiefes, befriedigtes Aufatmen, ein ehrliches Gönnen, an dem freilich das tief im Herzen sitzende Hoffnungsfünklein nicht unbeteiligt ist: „Wenn der das große Los gewonnen hat, warum könnte ich es denn nicht auch einmal . . ."

Und nun sitzt man um den runden Tisch und baut Luftschlösser, und die ernsten, verständigen Gesichter werden verträumt wie Kindergesichter vor Weihnachten.

„Wenn ich das große Los gewinne, dann lasse ich die ganze Wohnung neu vorrichten," sagt die Hausfrau.

„Wenn ich das große Los gewinne, dann puppe ich mich erst mal vollständig neu ein, und dann nehme ich ein Vierteljahr Urlaub und mache eine schöne Reise," sagt die kleine Stenotypistin.

„Wenn ich das große Los gewinne, dann kaufe ich mir ein Kleinauto, daß ich nicht immer mit dem Rade zu meinen zehn Dörfern muß, und dann bezahle ich einen Arzt, daß er mir alle vier Wochen Mütterberatung hält," sagt die Fürsorgeschwester auf dem Lande.

„Kinder, Kinder!" erhebt sich eine Stimme. „Dazu braucht Ihr gar nichts Großes, da tut's schon viel weniger."

Man stutzt und lacht. Wahrhaftig, man ist eigentlich gar nicht so unbescheiden mit seinen Herzenswünschen. Andere kommen den Dimensionen des großen Loses schon näher.

„Wenn ich das große Los gewinne," sagt das kleine feine, zurückhaltende Fräulein, das ihr Brot als fremdsprachliche Korrespondentin verdient, „dann kaufe ich mir ein Haus in einem schönen Garten, und nebenan ein kleines Häuschen, in dem der Gärtner mit seiner Frau wohnt. Die muß mir den Haushalt machen. Im eigenen Hause wünsche ich nicht mit dem Personal zu wohnen. Ich kaufe mir auch kein Auto. Es genügt mir, wenn ich eins auf Anruf haben kann; man hat dann nicht den Aerger mit dem Chauffeur . . ."

„Und wir!" ruft das vergnügte Ehepaar. „Wenn wir das große Los gewinnen, wir bauen uns auch ein Haus, recht geräumig und behaglich, und alle unsere guten Freunde können mit darin wohnen. Wir nennen es „Zwing-Uri", und über die Haustür setzen wir den Spruch: „Mensch, ärgere dich nicht!"

Manche sagen: „Wenn ich das große Los gewinne, würde ich gar nicht anders leben als bisher." Und andere haben die alte Polykratesangst und wehren ab: „Wenn ich das große Los gewinne — das wäre mir unheimlich; da dächte ich, dafür muß mir nun irgend etwas Schlimmes passieren . . ."

Ja, es ist ein interessantes Thema. Wer einen Blick in die Seelentiefen seiner Mitmenschen werfen will, der frage nur: „Was tun Sie, wenn Sie das große Los gewinnen?"

Christian Holstein.

Gedenktage.

Zum 15. Februar.

Hermann Burte 50 Jahre alt. Im Februar 1912 schrieb Richard Dehmel an Burte: „Ihnen kann man den Kranz nicht vorenthalten, und wenn er noch so zögernd gereicht wird. Fünfzehn Jahre später, 1927, hat Burte den Schillerpreis erhalten. Seine Werke gehören gleichwohl nicht zu denen, die allgemein gelesen werden oder auch nur gekannt sind. Das hängt freilich zum Teil auch damit zusammen, daß es vorwiegend lyrische oder dramatische Dichtungen sind, die Burte nach dem Erstlingsroman geschaffen hat. Nur dieser Roman hatte, schon vor dem Krieg, einen größeren Erfolg. — Burte (sein Vatersname war Strube) ist am 15. Februar 1879 in Maulburg geboren, im badischen Markgräflerland, als Sohn eines Poeten, der im Bereich der Heimatdichtung Beachtung fand. Der Heimat hat auch Burte gehuldigt, am reinsten in den schönen alemannischen Gedichten „Madlee". Burte widmete sich zunächst der Malerei. Große Reisen nach Frankreich und England führten ihn zur Auseinandersetzung mit der Heimat in dem Roman „Wiltfeber, der ewige Deutsche" 1912. Ein Geistesaristokrat im Gefolge Nietzsches hält hier Gericht über seine Heimat. Im Stil des Buches, das die Ereignisse auf einen einzigen Tag zusammendrängt, ist viel von der späteren Entwicklung deutscher Prosa vorweggenommen, manches freilich gewaltsam und quälend, das Ganze aber ein Werk, das Dehmel veranlaßte, Burte den damals gegründeten Kleistpreis zu verleihen. Von den Dramen Burtes hatte „Katte" den stärksten Erfolg, eine Neugestaltung der bekannten Episode im Leben Friedrichs. Als das geistig bedeutendste Werk darf man das Drama „Simson" ansehen. Die Lyrik Burtes zeigt in den Sonetten „Patrizia" (1910) und „Die Flügenspielerin" (1913) ein hohes formales Talent, zugleich eine eigenwillige Persönlichkeit, die sich mit den Erscheinungen der Zeit kampfesfroh auseinandersetzt und dabei doch die höhere Form über dem Tageskampf sucht. Von dem Selbstbewußtsein des Dichters und seiner hohen Aufgabe künden seine Verse:

„Im Dichter treibt ihr alle euer Wesen.
Von dem, was werden will, ist er ein Ahner,
Von dem, was kommen muß, gewillter Planer,
Ein Gassenmacher und ein Wegebahner,
Ein Knechtetröster und ein Herrenmahner,
Wenn er nicht singt, so seid ihr nie gewesen."



Sport - Humor.

Die letzten Entscheidungen bei den Ski-Meisterschaften von Europa in dem polnischen Winterkurort Zakopane fielen bei 32 Grad Kälte. — Die armen Schiedsrichter . . .